

Was ist ein gutes Leben?

Gedanken aus pädagogischer Sicht von Andreas Fröhlich.

Es ist ganz einfach vermessen, zu der Frage „Was ist ein gutes Leben?“, noch etwas Bedeutungsvolles hinzufügen zu wollen. Seit Menschen über sich nachdenken, seit Religionen Wert- und Zielvorstellungen formulieren, wird die Frage nach dem „guten Leben“ immer wieder gestellt, sie ist tausendfach beantwortet, wozu also dann noch ein solcher pädagogischer Nachschlag?

Solche menschlichen „Dauerthemen“ haben es in sich! Sie fordern offensichtlich jede Generation aufs Neue heraus. Die bisher gegebenen Antworten genügen nicht mehr, es wird nach neuen gesucht. Häufig genug stößt man dabei auf noch ältere, jetzt wieder in neuem Gewand, eine Zeitlang können sie befriedigen, bis auch dann wieder gefragt wird: „Was ist ein gutes Leben?“ Für die Pädagogik selbst ist es eine zentrale Frage des eigenen Selbstverständnisses. Worauf sollte Pädagogik kleinen und größeren Menschen denn vorbereiten, wenn nicht auf ein gutes Leben? Aber ohne zu wissen, was man sich unter diesem guten Leben vorstellen könnte, ist eine zielgerichtete Arbeit wohl nicht möglich. Pädagogik, so sei hier ganz einfach erklärt, darf sich sehr wohl mit dieser umfassenden Frage beschäftigen, muss nicht ausschließlich auf Theologie, Philosophie, Sozialwissenschaften, Politik und andere hinschauen. Nein, sie darf diese Frage aus sich heraus stellen und wie andere auch, zu beantworten versuchen.

Die angesprochene Vermessenheit liegt darin, dass es einfach unmöglich ist, die Fülle der zu dieser Frage bereits geschriebenen Literatur auch nur zu benennen, geschweige denn, zu überblicken und durchdrungen zu haben. Insofern können im Folgenden nur Fragmente, kleinere Aspekte unter einem ganz spezifischen Blickwinkel betrachtet werden.

Was ist denn nun ein gutes Leben?

In der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und danach auch in der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika, taucht ein historisch sehr wichtiger Begriff auf: „The pursuit of Happiness“, einfach übersetzt: Das Streben nach Glück. Dort wird nun behauptet, dass der Schöpfer den Menschen unveränderliche Rechte mitgegeben hat; nämlich ein Recht auf Leben, ein Recht auf Freiheit und eben das Recht, nach Glück zu streben. Es geht nicht um ein Recht auf Glück sondern darum, das Glück zu suchen. Dies ist, gegenüber der Jenseits-Überzeugung der alten Welt ein gewaltiger emanzipatorischer Schritt. Nicht erst nach dem Tod, im Paradies darf der Mensch Glück erwarten sondern schon hier in dieser Welt. Er darf es erwarten, es ist sein gutes Recht, sich darum zu mühen, aber niemand kann ihm garantieren, dass er dieses Glück auch findet.

Heinrich von Navarra, als späterer Henri IV, König von Frankreich, denkt ganz anders an ein gutes Leben für seine Untertanen: wenn Gott es ihm erlaubt, möchte er in seinem Königreich dafür sorgen, dass jeder am Sonntag ein Huhn in seinem Kochtopf hat. Ein bescheidenes Glück, würden wir heute sagen, aber immerhin ein ganz konkret beschriebenes Glück.

Was heißt es nun, gut leben oder gar „Gut leben in der Schweiz?“ Könnten wir – außerhalb der Schweiz – eine Befragung durchführen, so wäre wohl zu erwarten, dass eine Mehrheit davon ausgeht, dass man in der Schweiz gut leben kann bzw. dass die Schweizer in ihrem Land gut leben.

Diese Vorstellung geht ganz sicherlich über das Streben nach Glück und über das Huhn im Kochtopf hinaus.

Aus der Forschung

Die Frage nach dem Glück wird in der letzten Zeit relativ häufig gestellt und versucht mit unterschiedlichen Mitteln zu beantworten. Größere statistische Untersuchungen, aber auch Befragungen, werden unter dieser Fragestellung veranstaltet und publiziert.

In diesem Zusammenhang tauchen weitere Begriffe und weitere Inhalte zu unserer Fragestellung auf. Es wird von Lebenszufriedenheit gesprochen und in einer Studie der schweizerischen Eidgenossenschaft wird berichtet, dass im Jahr 2011 drei von vier Personen mit ihrem Leben als Schweizer in der Schweiz im allgemeinen sehr zufrieden sind. Beziehungsaspekte wie das Zusammenleben, das Arbeitsklima oder persönliche Beziehungen werden besonders gelungen eingeschätzt, mit der finanziellen Situation war die Zufriedenheitsquote nicht so ganz hoch.

In Deutschland wurde kürzlich der sogenannte Glücksatlas publiziert, eine Studie der deutschen Post. Die Autoren kommen zu einem Glücksindex der sich aus insgesamt 6 unterschiedlichen Bereichen zusammensetzt:

- Emotionales Wohlbefinden
- Kognitive Bewertung der eigenen Lebensbedingungen
- Vitalität
- psychische Ressourcen
- Realisierung der individuellen Potenziale
- Soziales Wohlbefinden

Mit diesen 6 Parametern soll das, was auch Lebenszufriedenheit genannt wird, als „Glücklich-Sein“ erhebbar und beschreibbar gemacht werden.

Das Ganze wurde dann auf die verschiedenen Bundesländer Deutschlands hin berechnet und so kann man nun leicht feststellen, dass man im Norden glücklicher ist als im Süden. Was immer das bedeuten soll...

Das Zentrum für angewandte Wirtschaftsforschung in Münster, Deutschland, versucht einen „Lebenszufriedenheits-Indikator“ zu konstruieren und hat sich dafür folgenden Bereich als relevant auserkoren:

- Arbeitsplatzsicherheit
- Einkommensverteilung
- Gesundheit
- Vermögen
- Familienstatus
- Alter
- Region

Die Autoren geben allerdings zu, dass sie diese Parameter aus ganz pragmatischen Gründen gewählt haben, sie sind ohne direkte Befragung aus schon vorhandenen statistischen Unterlagen herauszuziehen und zu bearbeiten. Es ist nicht erkennbar, ob jemals auch nur eine einzige Person

hinsichtlich ihrer rechnerischen Lebenszufriedenheit auf die tatsächlich erlebte Zufriedenheit hin gefragt wurde. Am Max-Planck-Institut für Ökonomik in Jena untersuchen Forscher die Arbeitszufriedenheit der Beschäftigten in Deutschland. Sie beziehen sich dabei auf die World Data Base of Happiness, widmen sich also einem Teilbereich der Lebenszufriedenheit, nämlich der Arbeitszufriedenheit. Diese jedoch ist in ihrer individuellen Einschätzung abhängig von äußeren Einflüssen, Die Forscher kommen im Detail zu recht interessanten Ergebnissen: „Wenn eine Krankenkasse z. B. ausrechnen müsste, wie hoch der messbare Verlust an Lebensqualität im Falle einer Querschnittslähmung ist, würde man mit unserer Methode vielleicht herausfinden, dass dieser Verlust sehr viel niedriger ist als im Falle schwerer Angstattacken, obwohl Individuen das genau anders herum einschätzen.“ (Grötter,Max-Planck-Forschung 3/12, Seite 23).

Dann gibt es z. B. die sogenannte Grant-Studie, die bereits seit 1939 ununterbrochen läuft. Es werden seit diesem Jahr Absolventen der Harvard-Universität begleitet und ihr Lebensverlauf analysiert, einschließlich dessen, was sie „an Lebenszufriedenheit erreicht“ haben. Der derzeitige Leiter wird gefragt „Wissen Sie, nach über 45 Jahren Forschung, was Glück ist?“. Er antwortet „im poetischen Sinne“: „in sein Ferienhaus zu kommen, die Wäsche ist sauber und ordentlich gefaltet vorzufinden und dabei von vier liebenden Kindern und sechs liebenden Enkeln umgeben zu sein.“ (Süddeutsche Zeitung, Magazin 13/13, Seite 24). Es wird von einem „gelungenen Leben“ gesprochen und dieses entpuppt sich sehr schnell als ein Leben, dass dem „american dream“ weitgehend entspricht: Finanziell erfolgreich, geachtet, stabile Familie, Einfluss.

Nachdenklichkeit

Wir erkennen in diesen Studien sehr schnell, dass das Erreichen sehr konventioneller Lebensziele als maßgebend für ein glückliches Leben, für ein erfülltes Leben, für Lebenszufriedenheit genommen wird. Wer ein gutes Leben führen will, sollte sich um Wohlstand bemühen, sollte viele Freunde haben, sollte sich nicht allzu viele Gedanken um die Schattenseiten des Lebens machen. Wenn er dann noch schön ist, den richtigen Ehepartner gefunden hat und gut versichert ist, so steht seinem Glück wohl nichts im Wege? In diesen Studien findet sich zunächst einmal kein Hinweis auf andere Formen „guten Lebens“. Dabei wird gerade dies seit der Antike, d. h. seit wir schriftliche Aufzeichnungen über das Nachdenken haben, immer wieder thematisiert. Für unseren Kulturraum ist dies insbesondere Epikur mit seiner Philosophie des Glücks. Und dabei geht es gerade eben nicht um diesen materiellen Wohlstand, der derzeit für so bedeutsam erachtet wird. Ich möchte an dieser Stelle auf Alternativen hinweisen, ob dies nun St. Franziskus in seiner radikalen Armut ist, Klara, die ihm in dieser Geisteshaltung nachfolgt bis hin zu Mutter Theresa, für die Wohlstands-Attribute persönlich überflüssig schienen, die dennoch ein Leben führte, dass man als „gutes Leben“ bezeichnen möchte. Aber auch eine Schäferin auf der schwäbischen Alb könnte ein gutes Leben führen, obwohl sie auf sehr vieles von dem verzichtet, was als unverzichtbar für ein gutes Leben bezeichnet wird. Manche Künstler, die sich radikal nur ihrer selbst gestellten Aufgabe widmen, die auf ein gesellschaftliches Leben verzichten, die ganz für ihre Arbeit leben. Buddhistische Mönche, Hindu, Yogis und viele viele andere zeigen, dass es offensichtlich Lebenszufriedenheit außerhalb dieser Massen – Lebenszufriedenheiten – gibt.

An dieser Stelle müsste für unseren Bedarf Forschung einsetzen, es müssten individual-biographische Analysen vorgenommen werden, wie es kommt, dass ein Mensch unter sehr bescheidenen Umständen dennoch mit seinem Leben sehr zufrieden sein kann, es als sinnvoll empfindet und damit ein subjektiv gutes Leben führt.

Ein schlechtes Leben?

Vielleicht lassen sich leichter gemeinsame Einschätzungen finden, wenn man die Frage nach einem schlechten Leben stellt. Sehr schnell werden bestimmte, Tag für Tag in den Medien indirekt erlebbare Umstände als charakteristisch für ein schlechtes Leben genannt werden: Hunger und Durst, Krieg, Flucht, Heimatlosigkeit, Folter und Unterdrückung sowie schwere Krankheit und radikale Vereinsamung.

Aus diesen Nennungen besonders negativer Umstände kann geschlossen werden, dass diese von Menschen als bedrohlich, ängstigend bis hin als vernichtend eingeschätzt werden.

Eine „Grundangst“ könnte angenommen werden, die den Menschen motiviert sich in besonderer Weise anzustrengen, diese fatalen Umstände möglichst nie selbst zu erleiden.

Die Angst vor einem schlechten Leben bringt Menschen zusammen, lässt sie sich organisieren, lässt sie sich mühen, lässt sie auch immer wieder Kompromisse schließen, da wo erkennbar wird, wo das eigene Interesse letztlich zu einer Verschlechterung der Gesamtsituation führen würde. Dass dies nicht immer so funktioniert, wissen wir, sehen wir täglich und dennoch scheint es ein Grundprinzip menschlichen und gesellschaftlichen Handelns zu sein.

Alternativ schlechtes Leben

Auch hinsichtlich des schlechten Lebens lohnt es sich in unserer Weltregion nach „Alternativen“ zu schauen. Menschen, die eigentlich anerkannten Berufen nachgehen, die gut verdienen, die anerkannt sind, die sozial integriert erscheinen, können dennoch, wie wir alle wissen, ein schlechtes Leben führen. Der völlig erschöpfte Arzt, der ständig am Rande des physischen Zusammenbruchs arbeiten muss, der Banker der mit Unsummen jongliert und noch größere Summen verliert, die bis zum Tod abhängige Popgröße, moralisch außerordentlich zweifelhafte Großmanager oder all die Männer und Frauen, die den Tod in verschiedene Weltregionen bringen im Auftrage anderer Staaten, im Auftrage von Religionen, im Auftrage des Kapitals.

Wir würden sagen, diese Menschen führen kein gutes Leben, eigentlich ist es ein schlechtes Leben, zum Teil selbst verschuldet, zum Teil sind auch diese irgendwie Opfer ihrer eigenen Karriere geworden.

Menschen mit schweren Beeinträchtigungen

In all den Untersuchungen mit denen man sich unter dieser Fragestellung des guten Lebens konfrontiert sieht, tauchen Menschen mit Behinderungen, gar solche mit schweren und komplexen Behinderungen, überhaupt nicht auf. Sie sind, um es ganz deutlich zu sagen, nicht inkludiert. Stellen eine Sondergruppe dar, die wahrscheinlich von den Forschern überhaupt nicht ins Kalkül einbezogen worden sind.

Ein sehr schwer mehrfach behinderter Mensch, ein Mensch, der in fast allen seinen täglichen Aktivitäten von der Hilfe und Unterstützung anderer abhängig ist, der selbst „nichts kann“, hat er es zwangsweise schlecht? Oder kann er ein gutes Leben haben?

Menschen mit sehr schweren komplexen Beeinträchtigungen laufen ganz sicherlich nach unserem derzeitigen Wissensstand Gefahr, vieles von dem täglich zu erleben, was wir weiter oben unter einem schlechten Leben aufgeführt haben.

Ihre Ernährungssituation ist außerordentlich schwierig, sie sind nachweislich zu einem großen Teil unterernährt, das heißt, sie haben chronischen Hunger, die Flüssigkeitszufuhr ist schwierig, die meisten von ihnen drohen immer wieder zu dehydrieren, das heißt, sie leiden unter Durst und seinen körperlichen aber auch psychischen Folgen.

Wir wissen, dass diese Menschen in hohem Maße von chronischen und akuten Schmerzen gepeinigt werden, es sind dies Schmerzen unterschiedlichster Art, Spastik, Dekubitus, Reflux – um nur die häufigsten und massivsten zu nennen.

Sie sind häufig dem Gefühl der Angst und Unsicherheit ausgesetzt, denn selbst bei einer wohlwollenden und zugewandten Umgebung, sind die kognitiven Möglichkeiten dergestalt, dass Neues, dass Veränderungen, dass Notwendigkeiten nicht erkannt und zugeordnet werden können. Der tägliche Ablauf schafft immer wieder Situationen, in denen diese Menschen nicht wissen, was auf sie zukommt und welches Ende das nimmt.

Wir wissen, dass die finanzielle Situation sehr schwer mehrfach behinderter Menschen von ganz ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, die einer vollständigen sozialen Abhängigkeit ist. Das heißt, das frei verfügbare Einkommen oder Vermögen dieser Menschen ist minimal. Sie können sich in der Regel nicht selbstbestimmt Eigentum erwerben. Weder Eigentum an Sachen noch an Immobilien oder dergleichen. Ganz viele Menschen sind auf ständige Spenden Dritter angewiesen. Die Möglichkeit sich durch selbst gewählte Kleidung oder durch Statussymbole darzustellen, ist ihnen nicht gegeben. Sie sind, auch dazu haben wir hinreichende Untersuchungen in besonderer Weise einer strukturellen und auch personellen Gewalt ausgesetzt. Dies muss nicht für jeden einzelnen gelten, aber die Gefahr in solche Gewalt betonten Abhängigkeiten zu geraten ist sehr groß. Für Frauen ist die Gefahr sexueller Übergriffe, zumindest sexueller betonter Eingriffe, sehr hoch.

Sie sind täglich und lebenslang Phasen intensiver Einsamkeit und reduzierter Kommunikation ausgesetzt, sie haben kaum jemanden, mit dem sie sich verlässlich über längere Zeit austauschen können. Familie kann selbst nicht begründet werden. Gemeinschaft mit einem Lebenspartner oder einer Lebenspartnerin wird sehr selten unterstützt und zugelassen.

Die Lebenserwartung ist zwar in den industrialisierten Ländern der Welt gestiegen, liegt aber nach wie vor weit unter der durchschnittlichen Lebenserwartung.

Mit dieser keineswegs vollständigen Auflistung hätten wir also nahezu den Beweis erbracht, dass ein Leben mit schwerer und komplexer Beeinträchtigung kaum ein gutes Leben sein kann.

Gäbe es da nicht diese Alternativen des guten Lebens, wie sie oben kurz skizziert wurden.

Wahrscheinlich kennen alle, die mit sehr schwer beeinträchtigten Menschen arbeiten, Männer und Frauen, Mädchen und Jungen, die einen zufriedenen, ausgeglichenen heiteren und manchmal sogar einen glücklichen Eindruck machen. Jedenfalls scheint die Grundbefindlichkeit dieser Menschen mit und trotz ihrer schweren Beeinträchtigung nicht dramatisch anders, als die derjenigen, denen wir täglich auf der Straße begegnen.

Schon vor einigen Jahren hat Andrea Kübler, damals im Bereich der Neurobiologie der Universität Tübingen tätig, als Psychologin zusammen mit vielen anderen gezeigt, dass Menschen mit „Locked-in-Syndrom“ entgegen allen Einschätzungen und Erwartungen, offenbar zufrieden leben können. Dass, was den außenstehenden Betrachter als der Horror schlechthin erscheint, hat offensichtlich unter bestimmten Bedingungen durchaus Lebensqualität. Das „Locked-in-Syndrom“ ist dadurch gekennzeichnet, dass ein Mensch aufgrund einer Hirnschädigung (unterschiedlicher Verursachung) sich nicht mehr bewegen kann, dass er sozusagen in sich gefangen ist, und nicht selten über lange Monate zunächst gänzlich komatös wirkt bis sich zeigt, dass offenbar doch „geistige Fähigkeiten“ wieder erwacht sind. Die Menschen kommen wieder in die Lage, die umgebende Welt zu sehen und zu hören. Sie können allerdings eigenaktiv keinerlei Einfluss nehmen, sie können sich nicht mit anderen Menschen in der gewohnten Weise verständigen.

Die Tübinger Forschungsgruppe zeigte mit bildgebenden Verfahren, dass Regionen im Gehirn dieser Menschen durchaus aktiv waren, die dann aktiv werden, wenn der Mensch sich wohl fühlt.

Die Studien wurden international weiter geführt und die jetzt in Würzburg arbeitende Forscherin kann jetzt auch durch verbesserte technische Kommunikationsmöglichkeiten nachweisen, dass diese Menschen sich durchaus auch bewusst wohlfühlen können. Kübler spricht von einem Disability Paradox, wir könnten auch Zufriedenheits-Paradox sagen. Das heißt, Menschen von denen alle anderen sagen würden: „Dem muss es doch schlecht gehen!“, fühlen sich subjektiv gar nicht schlecht sondern gut.

Beatmete Patienten, also stark von Maschinen abhängige Patienten, fühlen sich offenbar besser „dran“, als andere ohne Beatmung. Schwere körperlich beeinträchtigte Menschen fühlen sich besser als weniger beeinträchtigte.

Kann man vermuten, dass die radikale Abhängigkeit, das Wissen um die eigene, ebenso radikale, Nicht-Aktivität etwas verändert, hinsichtlich der Zufriedenheit mit der eigenen Lebenssituation?

Kübler und die anderen beteiligten Forscher sagen eindeutig, dass für dieses relative Wohlbefinden dieser extrem beeinträchtigten Menschen der social support ist. Wenn diese Menschen das Gefühl haben können, dass sie nicht „hängen gelassen“, dass sich die Familie, dass sich Angehörige, dass sich Freunde um sie kümmern/sorgen und sie in ihrem Leben begleiten, dass dann dieses Leben durchaus nicht nur erträglich sondern lebenswert ist. Das heißt, der Wunsch dieses Leben möglichst schnell zu beenden, wird nicht geäußert.

An dieser Stelle eine persönliche Anmerkung: In den letzten Jahren hatte ich relativ viele Gespräche hinsichtlich einer sogenannten Patientenverfügung. Nahezu alle Gesprächspartner legten größten

Wert darauf, dass sie im Falle einer vollständigen Abhängigkeit von anderen Menschen und Maschinen, das Leben möglichst zu Ende gehen sollte. Je nach Weltanschauung und religiöser Überzeugung war der Wunsch einfach ein Wunsch bei vielen, aber auch ganz deutlich die Aussage: Hier sollen keine lebensverlängernden Maßnahmen mehr getroffen werden. Ein solches Leben wurde aus der Sicht des aktiven, nicht beeinträchtigten Menschen, offenbar als nicht lebenswert betrachtet. Während die eigentlichen „Experten“ für eine solche Lebenssituation, nämlich „Locked-in-Patienten“, diesen Wunsch nicht äußerten, ihr Leben jetzt zu beenden. Hieraus ergeben sich, für die Beratung hinsichtlich einer Patientenverfügung Konsequenzen.

Und nun die Pädagogik....

Bisher hatten wir es mit Überlegungen zu tun, die aus unterschiedlicher professioneller Sicht hätten geäußert werden können. Was hat aber die Pädagogik, die doch eigentlich auf Zukunft, auf Entwicklung, auf Dynamik und Kompetenzerweiterung hin orientiert ist; was hat diese Disziplin zu solchen Fragen zu sagen?

Können wir Pädagogik hier als die Kunst der Begleitung individueller Entwicklung verstehen? Wenn Sie dem folgen können, dann geht es zunächst einmal auch um den Genuss des Augenblickes. Um das Leben hier und jetzt. Um das eigene Spüren des Lebens, um das Gewahr werden des einzigartigen Augenblicks. Dies kann ein Spiel mit glitzernden Murmeln sein, dies kann ein Geschmack im Mund sein. Dies kann eine liebevolle Berührung sein. Pädagogik ist dazu da, zu analysieren, zu begleiten, Dinge, Erlebnisse, Einsichten, Erfahrungen möglich zu machen. Für Menschen mit sehr schweren komplexen Beeinträchtigungen ist dies nicht immer einfach. Aber es ist möglich und damit hat Pädagogik schon eine ziemlich große Aufgabe in jedem einzelnen Augenblick.

Die Nähe

Pädagogen, die begleiten wollen, müssen da sein. Sie müssen spürbar da sein, sie müssen verlässlich da sein, sie müssen auch von den Menschen wahrgenommen werden, deren Wahrnehmung auf die engste Körpersphäre beschränkt ist. So eine Nähe muss organisiert, muss geschaffen und sie muss erlaubt werden. Ohne diese Nähe, die durchaus eine körperliche Nähe ist, verschwinden Pädagogen aus der Wahrnehmung der betroffenen Person, sie entziehen sich und sie lassen das Kind, den jungen Mann oder die erwachsene Frau alleine und in Einsamkeit.

Die Sicherheit

Kognitive Einschränkungen, so wurde schon angedeutet, haben unter anderem als Folge, dass nur sehr schlecht abgeschätzt werden kann, was die Folge von einer Handlung ist, was danach kommt, was daraus resultiert. Wenn im Alltag Handlungen an einem selbst, Handlungen um einen herum oder Handlungen miteinander nicht eingeschätzt werden können, so erzeugt dies Unsicherheit, oft genug auch Angst. Vieles ist nicht nachvollziehbar und vor allem auch nicht vorhersehbar. Und damit wird vieles erschreckend, verwirrend, verunsichernd.

Pädagogik hat die Aufgabe zu ordnen, zu klären, zu begleiten, da zu sein und Strukturen zu entwickeln, in denen ein Mensch den Alltag als nachvollziehbar und vorhersehbar erleben kann.

Die Balance

Das Leben ist nichts statisches, nichts stabiles, das immer so ist, wie es ist. Es verändert sich ständig, es gibt Auf's und Ab's. Es gibt Beschleunigungen und Verlangsamungen, es gibt intensive und es gibt vage Zeiten. Ein gutes Leben, so meinen wir, hat von allem etwas. Immer nur süß, das ist nicht gut, da muss auch ein bisschen sauer dazwischen sein. Monotonie führt zu Habituation, das heißt, zu einer Gewöhnung, die dazu führt, dass die Aufmerksamkeit, die Wahrnehmung, die Sensibilität heruntergefahren wird. Abwechslung, der Wechsel des Angebots, die Bewegung, die Veränderung, gehören zum Leben dazu.

Pädagogik hat die Aufgabe eine ausgeglichene Balance zwischen Bekanntem und Unbekanntem, zwischen Statischem und Dynamischen, zwischen Gewohntem und Ungewohntem, zwischen Ruhe und Anregung, zwischen Distanz und Nähe, zwischen Rückzug und Sich-Öffnen zu gestalten. Pädagogik regt an, Pädagogik ermutigt, Pädagogik bleibt dabei, Pädagogik sorgt für Ruhe, Pädagogik schützt – und das alles tut sie nicht dominant, tut sie nicht „paternalistisch“, sondern sie tut es mit großer Sensibilität für die erahnbaren Bedürfnisse der ihr zugeordneten Menschen.

(Wohl ist klar, dass hier von der eigenen Disziplin ein bisschen viel erwartet wird....)

Pädagogische Einsichten

Pädagogik kann niemanden glücklich machen. Die Unterstreichung liegt bei „machen“. Wir können vielleicht dafür sorgen, dass jemand glücklich werden könnte. Wir können einen Teil des Schlimmen, des Üblen, des Schmerzenden für andere Menschen beiseite räumen, doch keineswegs alles. Pädagogik ist nicht omnipotent. Aber wir können jemand in seinem Streben nach Glück, Lebenszufriedenheit, Ausgeglichenheit, Wohlbefinden unterstützen.

Wir haben dabei als Pädagoginnen und Pädagogen nicht zu bestimmen, wann jemand zufrieden, glücklich, ausgeglichen etc. zu sein hat. Die Bedingungen stellen sich für jeden anders. Bescheidenheit, das kleine Glück kann nicht von Dritten gefordert werden. „Du musst zufrieden sein!“, ist keine pädagogische Aussage.

Und gut ist nicht gleich gut. Meine eigene Vorstellung von einem „guten Leben“ ist für jemand anderen vielleicht ein Schreckensszenario. Genau so wie könnte sein für ihn gut gelungener Urlaub für mich eine endlose Reihe langweiliger Tage sein. Das heißt, Pädagogik kann keine Normen für ein gutes Leben aufstellen.

Und dennoch ist ein „gutes Leben“ ein allgemeines Ziel, nach dem alle streben und streben dürfen.

Pädagogik hat als Wissenschaft, aber auch als Praxis, die Aufgabe, Menschen in ihrem Streben zu unterstützen und zu begleiten.

Darüber hinaus

Mit allem scheint es mir nicht getan. Heilpädagoginnen und Heilpädagogen müssten endlich ihre erweiterte gesellschaftliche Aufgabe erkennen. Die liegt meines Erachtens darin, dass wir mit unserem Erfahrungshintergrund und Wissen der Gesellschaft, das heißt, unseren Nachbarn,

unseren Politikern, unseren ehemaligen Schulkollegen „Aufklärung“ anbieten sollten. Wir müssten ihnen vermitteln, dass das Leben sehr viel bunter und vielfältiger sein kann, als es im Allgemeinen vorgestellt wird. Wir müssten daran arbeiten, die Norm vom „guten Leben“ aufzubrechen. Wir sollten daran arbeiten, alternative Lebensformen, in unserem Falle die sehr schwer beeinträchtigten Menschen, als durchaus positiv und lebbar zu schildern.

Wir haben nämlich eine extreme und eigentlich seltsame Schieflage: Unsere hochentwickelten Zivilisationen treiben einen erheblichen Aufwand der Prävention: In Form von Vorsorgeuntersuchungen, Sicherheitsgurten, Fahrradhelmen, Prallschutzrüstungen für die Down-Hill-Fahrer, Forschung für neue Medikamente – all dies, um zu vermeiden, dass jemand ein Leben mit schwerer und komplexer Behinderung führen muss. Wir operieren motivational mit Angst vor einem solchen Leben, wir fordern auf, sich und andere genau davor zu schützen.

Dies führt zu dazu, dass ein solches Leben von der Mehrheit nicht als „lebenswert“ anerkannt wird, von „Lebensqualität“ einmal ganz zu schweigen.

Es wird nun endlich Zeit, so meine ich, dass wir, die in dem Bereich der „misslungenen Prävention“ arbeiten, auch deutlich machen, dass es sich hier nicht um „missglücktes Leben“ handelt, sondern um ein Leben, das zum Spektrum der Menschheit gehört.

Das wäre dann Inklusion.

Literatur (es werden lediglich die für diesen Aufsatz speziell herangezogenen Titel genannt, eine umfassende Literaturliste zur Thematik Glück, Zufriedenheit, Lebensqualität und Behinderung würde den Rahmen bei weitem sprengen)

Berger, Jürgen (2013) Lebenswert, Süddeutsche Zeitung 18. 6. 2013, München

Centrum für angewandte Wirtschaftsforschung Münster (2009) Lebenszufriedenheit und Wohlbefinden in Deutschland: Studie zur Konstruktion eines Lebenszufriedenheitsindikators www.insm.de/insm/dms/insm/text/.../Kurzfassung%20Glücks-BIP.pdf

Chrismon, Redaktion (2013) Ich habe genug, 4, 2013 Frankfurt

Deutsche Post Glücksatlas (2012) www.gluecksatlas.de

Dobrinski, Matthias (2013) Beten ohne Hände, Süddeutsche Zeitung, 3.5.13, München

Epikur (2009) Philosophie des Glücks, München

Grötter, Ralf (2012) Die Glücksucher, in Max Planck Forschung, Das Wissenschaftsmagazin der Max-Planck-Gesellschaft, 3.2012, München

Hirschhausen, Eckart v. (2009) Glück kommt selten alleine, Hamburg

Hüther, Gerald (2011) Was wir sind und was wir sein können, Frankfurt

Kübler, A., Weber, C., Birbaumer, N. (2006) Locked-in - freigegeben für den Tod. wenn nur Denken und Fühlen bleiben - Neuroethik des Eingeschlossenseins. Zeitschrift für Medizinische Ethik, 52.

Lulé, D....and Kübler, A. (2009) Life can be worth living in locked-in syndrome, in Laureys, S. et al. (Eds.) Progress in Brain research, Vol. 177, Oxford

Saur, Michael (2013) Der weite Weg zum Glück, Süddeutsche Zeitung Magazin, 13, 28.3.2013, München

Schmid, Wilhelm (2000) Schönes Leben? Einführung in die Lebenskunst, Frankfurt

Andreas Fröhlich, Dr. päd.
ehem. Professor für allgemeine Sonderpädagogik,
Wolfsangel 10
D-67663 Kaiserslautern